



Katherine Applegate

Baum

der Wünsche

Leseprobe
ueberreuter

*Auszug aus dem neuen Roman der preisgekrönten
Bestseller-Autorin Katherine Applegate.*

Du kannst gerne Rot zu mir sagen, wie meine Freunde. Aber die Leute aus der Nachbarschaft nennen mich schon lange »Baum der Wünsche«.

Der Grund dafür liegt weit in der Vergangenheit, als ich noch ein winziges Samenkorn war, allerdings eines mit großen Plänen.

Lange Geschichte.

Immer am Ersten Mai kommen die Leute aus der ganzen Stadt zu mir, um mich mit Zetteln, Schildchen, Stoffresten, Wollfäden, und gelegentlich auch einer Turnsocke, zu schmücken. Jede dieser Gaben steht für einen Traum, ein Verlangen oder eine Sehnsucht. Egal, ob aufgehängt, hochgeworfen oder ordentlich mit einem Schleifchen befestigt: Immer geht es um den Wunsch nach etwas Besserem.



Wir Wunschbäume haben eine viele hundert Jahre alte und ehrwürdige Geschichte. Die meisten Wunschbäume sind Weißdornbäume, manchmal auch Eschen, und stehen in Irland. Aber man kann auf der ganzen Welt Wunschbäumen begegnen.

Die Leute sind normalerweise freundlich zu mir, wenn sie mit ihren Wünschen zu mir kommen. Sie wissen, dass sie an meine Zweige nur einen lockeren Knoten machen dürfen, damit ich weiter wachsen kann. Sie nehmen Rücksicht auf meine neuen Blätter und achten auf meine oberirdischen Wurzeln.

Nachdem sie ihren Wunsch auf ein Stück Stoff oder Papier geschrieben haben, binden sie das an einen meiner Zweige. Fast immer flüstern sie dabei ihren Wunsch vor sich hin.

Traditionell wünscht man sich was am Ersten Mai, aber das ganze Jahr hindurch kommen Leute vorbei.

Du meine Güte, was ich nicht schon alles gehört habe!

Ich wünsche mir ein Skateboard, das fliegen kann.

Ich wünsche mir eine Welt ohne Krieg.

Ich wünsche mir eine ganze Woche voller Sonnenschein.

Ich wünsche mir die längste Zuckerstange der Welt.

Ich wünsche mir eine Eins im Erdkudetest.

Ich wünsche mir, dass Ms Gentorini morgens bessere Laune hat.

Ich wünsche mir, dass mein Meerschweinchen sprechen kann.

Ich wünsche mir, dass mein Papa wieder gesund wird.

Ich wünsche mir, dass ich nie wieder Hunger habe.

Ich wünsche mir, dass ich nicht so alleine bin.

Ich wünsche mir, dass mir ein Wunsch einfällt.

So viele Wünsche. Großartige und alberne, selbstsüchtige und liebevolle.

Es ist mir eine Ehre, dass auf meine müden alten Äste so viele Hoffnungen gesetzt werden.

Obwohl ich am Abend des Ersten Mai aussehe, als ob man einen riesigen Papierkorb über mir ausgekippt hätte.



Der Morgen war angebrochen und ich wartete auf die ersten warmen Sonnenstrahlen. Ein schlaksiger Junge drückte sich in der Nähe eines Stopp-Schildes herum. Mit gesenktem Kopf und schlaffem, nach vorn gebeugtem Oberkörper wirkte er wie ein Unkraut im Wind. In seiner rechten Hand glänzte etwas. Ein Werkzeug vielleicht oder ein Stift.

Er lächelte vor sich hin, als wüsste er etwas Lustiges. Etwas, was vielleicht nur er lustig fand.

Den ganzen Tag über sehe ich Menschen, die in Gedanken versunken sind, Selbstgespräche führen, grinsen oder böse vor sich hinstarren. Er war also nichts Außergewöhnliches.

Ich war mitten in einem Gespräch mit Bongo, die mich gerade darauf aufmerksam gemacht hatte, dass ich wie-

der ein Jahr älter geworden war. Zweihundertsechzehn Ringe alt, um genau zu sein.

»Schon wieder ein Keim-Tag«, sagte ich. »Und dabei fühle ich mich noch wie ein junger Spross.«

»Keinen Tag älter als hundertundfünfzig siehst du aus«, sagte mir Bongo. »Du bist der schönste Baum im ganzen Viertel.«

»Ich bin wirklich«, sagte ich und machte eine Kunstpause, »auf dem Weg nach oben.«

Bongo, die sich auf meinem untersten Ast niedergelassen hatte, seufzte. Ein Krähenseufzen ist unverwechselbar, es klingt, wie wenn ein kleiner gereizter alter Mann stöhnt.

»Ein Baumwitz«, erklärte ich ihr, falls sie ihn nicht verstanden hatte, was natürlich nicht der Fall war. Bongo entgeht nämlich nie etwas. »Weil ich doch so groß bin.«

»Tatsächlich, Rot?« Bongo machte sich lang und betrachtete ihre glänzenden blauschwarzen Flügel mit Bewunderung. »Was Besseres hast du mir heute Morgen nicht zu bieten?«

»Vielleicht fändest du mich witziger, wenn du nicht so unter deiner Größe leiden würdest«, sagte ich, um sie ein bisschen zu ärgern.

»Rabenvögel scheren sich keine lose Schwanzfe-

der um ihre Größe«, sagte Bongo. »Intelligenz, List, Tricks, Schlaueit – darauf kommt es an. Das ist unser Ding.«

»Rabenvögel«, so nennt man die Familie von Vögeln, zu denen Krähen, Raben, Eichelhäher und Elstern gehören. Bongo sagt, für eine so gewöhnliche Bezeichnung wie »Krähe« sei sie viel zu vornehm.

Ein sanfter Wind kitzelte mich an den Zweigen. Der alte Gauner von Frühling wollte uns necken und versprach uns wärmere Tage.

»In Wirklichkeit«, sagte ich, »ist die Größe ganz egal, Bongo. Der kleine Samen, so zart er auch ist, entscheidet allein, wie groß du mal bist.«

»Rot, es ist viel zu früh am Tag für deine alten Baumweisheiten.« Bongo gab mir einen zärtlichen Stups. »Obwohl du recht hast. Es ist tatsächlich egal, wie groß man ist.« Wie eine Rakete schoss sie mit Geflatter auf einen Telefonmast, der weit höher als mein Blätterdach war. »Wenn man nämlich *fliegen* kann, Freundchen.«

Daraufhin ließ Bongo ein heiseres, triumphales Krächzen hören und flog davon, um die Kinder vor der Schule abzapassen. Sie lässt sich dort regelmäßig sehen. Jeder kennt sie. Sie liebt es, die Kinder zu ärgern, und den Kindern macht es Spaß, sich von ihr ärgern zu lassen.

Besonders gern zieht Bongo ihnen die Schnürsenkel auf. Während die Kinder sich bücken, um sie wieder zuzubinden, klaut sie ihnen Leckerbissen aus ihren Lunchdosen.

Hin und wieder formuliert sie sogar eine höfliche Bitte. Sie kann nämlich »Chip, bitte«, »nein, nein« und »wie cool« sagen, wenn das ihren Zwecken dient.

Während ich Bongo nachsah, wie sie sich in den Himmel schwang, dachte ich wieder einmal über meine weitverzweigten Wurzeln nach. Wie wäre es wohl, wenn man fliegen könnte? Oder einen Gang graben? Schwimmen? Oder galoppieren?

Sicher wäre das fantastisch. Die reinste Freude. Und trotzdem. Kein einziges Würzelchen würde ich dafür eintauschen.

Es ist ganz bestimmt ein großes Glück, wenn du magst, was du bist.





Mittlerweile war der herumschlendernde Junge an mir vorbeigegangen, dann drehte er plötzlich um und kam zurück. Er blickte sich über die Schulter und betrat den bräunlichen Rasen, der wie eine Zudecke auf meinen Wurzeln lag.

Die Luft wurde anders und begann zu zittern, so wie immer, wenn Leute mit ihren Ausdünstungen, ihrer Körperwärme und ihrem Menschengeruch in meine Nähe kommen.

Und dann geschah es.

Mit dem Gegenstand in seiner Hand grub er in meinen Stamm.

Hastig. Voller Absicht.

Wieder sah er sich um. Eine ältere Dame überquerte die Straße, lächelte und schüttelte den Kopf. Wahrschein-

lich dachte sie: »Wie süß. Bestimmt ritzt er ein Herz mit Buchstaben hinein. Ach, jung und verliebt zu sein!«

Menschen denken wohl, dass es uns Bäumen nichts ausmacht, wenn man etwas in uns hineinritzt, besonders wenn es sich um Herzen handelt.

Aber ein für allemal: Es macht uns etwas aus.

Ich hätte natürlich nicht sagen können, was der Junge hineinschnittze. Aber an der absichtsvollen Art, wie er es tat, konnte ich erkennen, dass es jemanden verletzen sollte.

Nicht mich. Ich spürte, dass er *mich* gar nicht im Sinn hatte. Ich war bloß seine Leinwand.

Ich wollte »Halt« schreien. Wollte etwas sagen. Irgendetwas.

Aber natürlich tat ich es nicht. Denn so sind wir nicht. Bäume sollen zuhören, zusehen und ausharren, so ist es für uns vorgesehen.





Bongo entdeckte als Erste, was mir zugestoßen war.

Sie landete neben meinem Stamm und legte den Kopf schief.

Der Kartoffelchip fiel ihr aus dem Schnabel, als sie schrie: »Man kann dich ja keine Minute allein lassen, schau, wie du aussiehst! Was zum Kuckuck ist denn hier passiert?«

»Jemand hat mich wohl mit einem Kürbis verwechselt«, sagte ich. Und als sie nicht lachte, fügte ich hinzu: »Weil man mich geschnitzt hat.«

»Rot, zum tausendsten Mal, Erklärungen machen es auch nicht witziger.« Bongo flog dorthin, wo sich mein Stamm gabelt und ein dicker großer Hauptast abzweigt. Sie untersuchte meine Wunde. »Tut es weh?«



»Dir täte es mehr weh. Wir Bäume sind anders.«

»Ich muss unbedingt etwas tun«, sagte Bongo.

»Da kann man nichts tun.«

»Du hast ein großes Wehweh. Ich will dir helfen. Du bist doch der weise alte Baum, sag du mir, was ich tun soll.«

»Wirklich, Bongo. Die Zeit heilt alle Wunden.«

Bongo kann es gar nicht leiden, wenn ich philosophisch werde. Sie verdrehte die Augen. (Das vermute ich wenigstens. Bei Krähen sieht man das nicht gut. Ihre Augen sind so dunkel und glänzend wie Brombeeren im Morgentau.)

»Hoffentlich ist meine Rinde nicht ganz kaputt«, sagte ich. »Das ist meine Lieblingsseite.«

»Sie ist nicht kaputt. Nur dekoriert. Wie so ein Tattoo, das sich die Menschen stechen lassen.« Bongo stupste mich mit dem Schnabel. »Zeig mir, wer das gemacht hat. Den knöpfe ich mir vor. Mitten in der Nacht krächze ich ihm an seinem Fenster die Ohren voll. Ich stürze mich im Tiefflug auf ihn und reiße ihm die Haare aus.« Sie flatterte mit den Flügeln. »Ha, noch besser, ich lass was auf seinen Kopf fallen. Jeden Tag lass ich was auf seinen Kopf fallen, ein ganzes Jahr lang!«

Ich fragte nicht, was sie fallen lassen wollte. Ich wusste es auch so.

»Liebe Bongo«, sagte ich, »das brauchst du nicht.«

Bongo trat von einem Fuß auf den anderen, was sie immer tut, wenn sie scharf nachdenkt. »Weißt du«, sagte sie, »bald ist wieder Wunschttag. Das soll vielleicht ein Wunsch sein. Nur ziemlich dumm überbracht.«

»Schon wieder ein Wunschttag«, wiederholte ich. Ich hatte das Gefühl, er wäre gerade erst gewesen. War schon wieder ein ganzes Jahr vergangen? Die Tage verschwinden so unmerklich wie Regentropfen in einem Fluss.

»Schon wieder kommen habgierige Leute«, sagte Bongo, »und belästigen dich mit ihrer Wunschbettelei.«

»Schon wieder kommen hoffnungsvolle Leute und wünschen sich was«, verbesserte ich sie.

Am Wunschttag habe ich es nicht leicht und meine Bewohner auch nicht. Die Tiere und Vögel machen sich dann gewöhnlich aus dem Staub, um neugierig grapschenden Händen und endlosen Fotos zu entgehen.

Aber es war ja nur ein Tag. Und ich mochte die Tradition und war stolz auf die Rolle, die ich darin spielte. Ich konnte gut nachfühlen, dass Menschen sich nach vielen Dingen sehnen.

Eine Mutter, mit einem kleinen Kind an der Hand, kam den Gehweg entlang und blieb wie angewurzelt stehen, als sie meinen Stamm sah.



Die kleine Tochter hielt ihren Stoffhund an seinem schütteren Schwanz fest und fragte: »Mama, was steht da?«

Die Mutter gab keine Antwort.

»Mama?«

Sie überquerten den Rasen. Die Mutter trat ganz nah zu mir. Schließlich sagte sie: »Da steht ›GEH WEG‹.«

»Wie Gehweg, weil der Baum am Gehweg steht?«

Vorsichtig zeichnete die Mutter meine Schnittwunden mit dem Zeigefinger nach. »Vielleicht«, antwortete sie, »vielleicht deswegen.«

Sie schaute auf die beiden Häuser in der Nähe. Dann schüttelte sie den Kopf und fasste das kleine Mädchen fester an der Hand. »Hoffentlich deswegen.«



Diese Häuser. Meine Häuser.

Eines blau. Eines grün.

Eine Haustür schwarz, die andere braun.

Ein Briefkasten gelb, der andere rot.

Gute hundert Jahre lang betrachte ich sie schon.

Lange bevor die Häuser überhaupt geplant wurden, stand ich schon hier, mitten im Geschehen.

Ich verteile meinen Schatten gerecht. Ich lasse meine Blätter gleichmäßig auf sie fallen. Auf beide Dächer prasseln gleich viele Eicheln. Ich bevorzuge keines.

Über die Jahre haben viele Familien hier ihr Zuhause gehabt. Sie sprachen Chinesisch und Spanisch, Yoruba und Englisch und kreolisches Französisch. Zum Essen gab es *Tamales* und *Pani Puri*, *Dim Sum* und *Fufu* und gegrillte Käsetoasts. Fremde Sprachen, fremdes Essen,

fremde Sitten. Ursprünglich und lebendig und bunt: Das ist unser Stadtviertel. Wie die besten Gärten.

Vor einigen Monaten mietete eine neue Familie, Samars Familie, das blaue Haus. Sie kamen aus einem fernen Land. Ihre Kultur war hier fremd. Ihre Sprache war neuartige Musik. Eine weitere exotische Pflanze in unserem verwilderten Garten, so schien es mir.

Aber diesmal war es anders. Die Luft war spannungsgeladen. Die Eltern aus dem grünen Haus wollten die neue Familie nicht willkommen heißen. Anfangs nickten sich die Erwachsenen noch höflich zu, aber dann hörte auch das auf.

Stattdessen geschahen andere Dinge. Das blaue Haus wurde mit rohen Eiern beworfen. Eines Nachmittags fuhr ein Auto voller wütender Männer vorbei, die wütende Sprüche brüllten, wie »Muslime, verschwindet!« Wenn Samar von der Schule heimging, liefen manchmal Kinder hinter ihr her und verspotteten sie.

Ich liebe die Menschen ja sehr.

Und doch.

Zweihundertundsechzehn Ringe bin ich alt und verstehe sie immer noch nicht.

Unsere Nachbarschaft hatte viele Familien aus fernen Ländern willkommen geheißen. Was war denn diesmal

anders? Dass Samars Mutter ein Kopftuch trug? Oder war es etwas anderes?

Neugierig wie ich bin, verfolgte ich die Dinge aufmerksam, lauschte und beobachtete. Ich griff aber nie ein. Bäume sind unbeteiligte Beobachter. Wir sind still und dafür stark.

Außerdem, was sollte ich schon groß tun? Ich hatte Zweige, aber die konnten nur im Wind schaukeln. Ich hatte einen Stamm, aber der war fest in der Erde verwurzelt. Ich hatte eine Stimme, durfte aber nicht sprechen. Meine Möglichkeiten waren also beschränkt.

Aber meine Geduld war es auch, wie sich zeigen sollte.



Leseprobe aus:

Katherine Applegate

Baum der Wünsche

Illustrationen von Charles Santoso

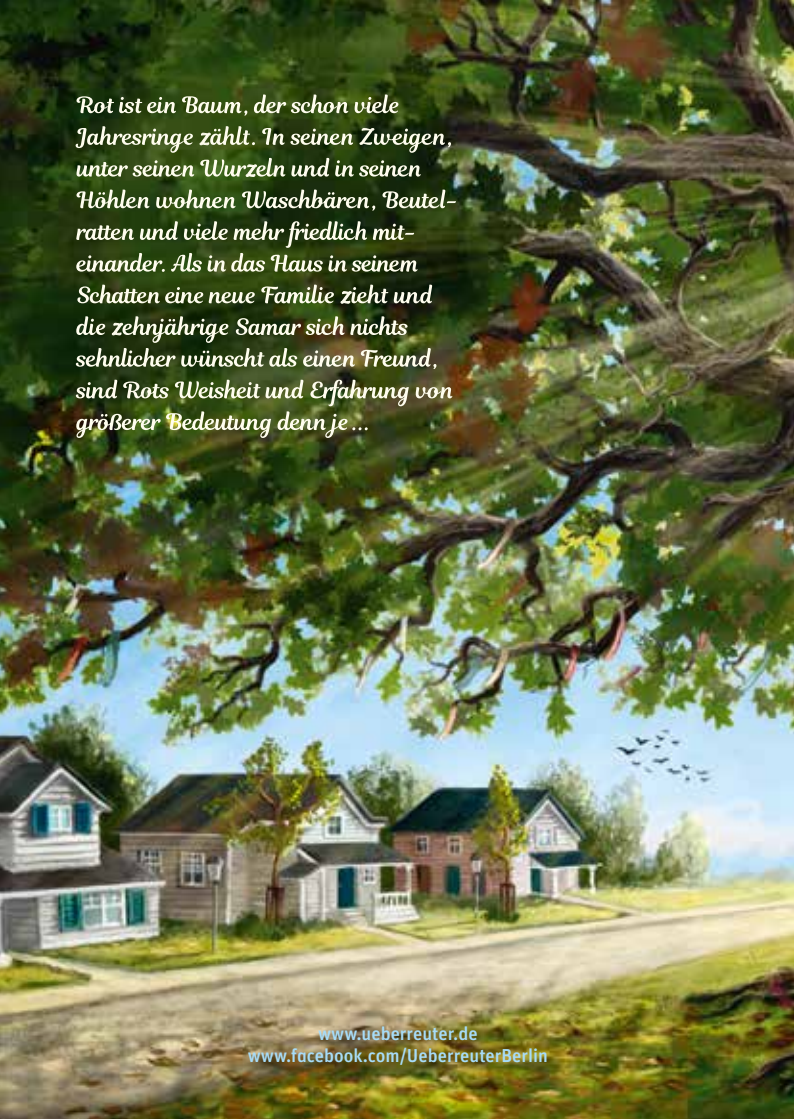
Übersetzung von Katrin Fischer

Ab 10 Jahren · 224 Seiten · Hardcover · €[D] 14,95/€ [A] 15,40

ISBN 978-3-7641-5148-5

Auch als E-Book erhältlich

© Umschlagillustration: Verena Körting



*Rot ist ein Baum, der schon viele
Jahresringe zählt. In seinen Zweigen,
unter seinen Wurzeln und in seinen
Höhlen wohnen Waschbären, Beutel-
ratten und viele mehr friedlich mit-
einander. Als in das Haus in seinem
Schatten eine neue Familie zieht und
die zehnjährige Samar sich nichts
sehnlicher wünscht als einen Freund,
sind Rots Weisheit und Erfahrung von
größerer Bedeutung denn je ...*